



Matthias Morgenstern / Reinhold Rieger (Hg.)

Das Tübinger Institutum Judaicum

Beiträge zu seiner Geschichte
und Vorgeschichte seit Adolf Schlatter

Geschichte

Franz Steiner Verlag

83

CONTUBERNIUM

Tübinger Beiträge zur
Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte

Matthias Morgenstern/Reinhold Rieger (Hg.)
Das Tübinger Institutum Judaicum

CONTUBERNIUM

Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte

Herausgegeben von

Jörg Baten, Ewald Frie, Sigrid Hirbodian, Andreas Holzem,

Ulrich Köpf, Anton Schindling, Jan Thiessen und Urban Wiesing

Band 83

Matthias Morgenstern/Reinhold Rieger (Hg.)

Das Tübinger Institutum Judaicum

Beiträge zu seiner Geschichte
und Vorgeschichte seit Adolf Schlatter



Franz Steiner Verlag

Gedruckt mit Unterstützung der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen (Universitätsbund) e.V., des Herausgeberkreises der Reihe *Contubernium*, der Forschungsstiftung für Spätmittelalter und Reformation e.V. und der Evangelischen Landeskirche in Württemberg.

Umschlagabbildung: Tora-Standscheibe aus dem Nachlass von Otto Michel,
Bildrechte: Stadtmuseum Tübingen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2015

Satz: DTP + TEXT, Eva Burri

Druck: Offsetdruck Bokor, Bad Tölz

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-11128-6 (Print)

ISBN 978-3-515-11132-4 (E-Book)

Inhaltsverzeichnis

Die Autorinnen und Autoren.....	7	
Vorbemerkung.....	9	
<i>Matthias Morgenstern</i>		
Von Adolf Schlatter zum Tübinger Institutum Judaicum. Gab es in Tübingen im 20. Jahrhundert eine Schlatter-Schule? Versuch einer Rekonstruktion.....		11
Anhang: Briefe von Charles Horowitz an Otto Michel nach der Schoah	129	
<i>Reinhold Rieger</i>		
Otto Michel und das Institutum Judaicum in Tübingen.....	149	
<i>Gudrun Holtz</i>		
Alter Bund und Neuer Bund, Judentum und Christentum. Otto Michel als Exeget und Hermeneut des Hebräerbriefes.....		213
<i>Hans-Joachim Lang</i>		
Tübingen nach dem Holocaust. Wie sehr die Stadt ihre Juden vermisste	243	
Namensregister	259	

Die Autorinnen und Autoren

Gudrun Holtz

Dr. theol., apl. Professorin für Neues Testament und Antikes Judentum an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen.

Forschungsinteressen: Paulus, Philo, Neues Testament und frührabbinische Literatur.

Neuere Veröffentlichungen: Von Alexandrien nach Jerusalem. Überlegungen zur Vermittlung philonisch-alexandrinischer Tradition an Paulus, ZNW 105 (2014), S. 228–263.

Was macht einen Gott zum Götzen? Die paulinische Götzendienstvorstellung im Spannungsfeld von Nominalismus und Realismus, in: C. Schwöbel (Hg.), Gott – Götter – Götzen. XIV. Europäischer Kongress für Theologie, VWGHT 38, Leipzig 2013, S. 381–402.

Hans-Joachim Lang

Dr. phil., Honorarprofessor am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen. Redakteur beim „Schwäbischen Tagblatt“ (Tübingen).

Forschungsinteressen: Jüdische Lebenswelten, Holocaust, Demokratiegeschichte.

Neuere Veröffentlichungen: Die Universität Tübingen im Nationalsozialismus. In: Ernst Seidl (Hg.): Forschung, Lehre, Unrecht. Universität Tübingen im Nationalsozialismus. Schriften des Museums der Universität Tübingen, Tübingen 2015, S. 33–51.

August Hirt and „extraordinary opportunities for cadaver delivery“ to anatomical institutes in National Socialism: A murderous change in paradigm. In: *Annals of Anatomy*, 195 (2013) 5, S. 373–380.

Die Frauen von Block 10. Medizinische Versuche in Auschwitz. Hamburg 2011.

Matthias Morgenstern

Dr. phil., apl. Professor am Seminar für Religionswissenschaft und Judaistik/Institutum Judaicum der Universität Tübingen, Evangelisch-Theologische Fakultät.

Forschungsinteressen: Rabbinische Literatur, deutsch-jüdische Orthodoxie, neuhebräische Literatur, jüdisch-christlicher Dialog.

Neuere Veröffentlichungen: Judentum und Gender, Münster 2014.

Gershom Scholem in Deutschland. Seelenverwandtschaft und Sprachlosigkeit (mit Gerold Necker und Elke Morlok), Tübingen 2014.

Raphael Breuer: Das Buch Josua kommentiert, Münster 2014.

Religion aus den Quellen der Vernunft. Hermann Cohen und das evangelische Christentum (mit Hans Martin Dober), Tübingen 2012.

Reinhold Rieger

Dr. phil., apl. Professor für Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen.

Forschungsinteressen: Theologiegeschichte des Mittelalters, der Reformation und des 19. und 20. Jahrhunderts.

Neuere Veröffentlichungen: Die Tübinger evangelisch-theologische Fakultät in der Zeit der Weimarer Republik, in: Rainer Lächele, Jörg Thierfelder (Hg.), Württembergs Protestantismus in der Weimarer Republik, Stuttgart 2003, S. 174–186.

Die Entwicklung der Evangelisch-theologischen Fakultät im „Dritten Reich“, in: Urban Wiesing u. a. (Hg.), Die Universität Tübingen im Nationalsozialismus, Stuttgart 2010, S. 77–118.

Vorbemerkung

Die Beiträge dieses Sammelbandes gehen in ihrem Kern auf Vorträge zurück, die am 9. Februar 2013 in Tübingen auf einer Fachtagung zum Thema „Otto Michel und das *Institutum Judaicum* – Versuch einer Bestandsaufnahme“ gehalten wurden. Mit dieser Tagung reagierte das Seminar für Religionswissenschaft und Judaistik/*Institutum Judaicum* der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen auf neuere kritische Veröffentlichungen zur Person und zum Werk des Tübinger Neutestamentlers und Institutsgründers Otto Michel (1903–1993). In seinen Erinnerungen hatte Michel verschwiegen, dass er bis zum Frühjahr 1945 Mitglied der NSDAP und zeitweise auch der SA gewesen war. Dieser Tatbestand war im Sommer 2010 zum Gegenstand von Presseartikeln und Leserbriefen geworden, als die hölzerne Standscheibe einer Torarolle aus seinem Nachlass gefunden wurde, die aus der Synagoge des zentralpolnischen Städtchens Zgierz stammte. Dieser Ritualgegenstand, der nach Michels Tod 1993 dem Tübinger Stadtmuseum übergeben worden war, wurde im November 2011 dem Erben des einstigen Stifters, dem in Jerusalem lebenden Historiker Avner Falk, zurückerstattet. Die Erörterung dieses Vorgangs mündete in Nachfragen zur Entstehungsgeschichte des Tübinger *Institutum Judaicum* und seiner Vorgeschichte in der „Judentumsforschung“ des Dritten Reiches, die in dem Vorgänger Michels, dem Neutestamentler Gerhard Kittel (1888–1948), einen ihrer herausragenden und – mit seinen antisemitischen Äußerungen – abstoßendsten Vertreter hatte.

Eine akademische Gedenkfeier der Tübinger Evangelisch-Theologischen Fakultät zum 75. Todestag des Tübinger Neutestamentlers Adolf Schlatter am 24. April 2013 lenkte das Augenmerk schließlich auf die Anfänge der modernen christlich-theologischen Beschäftigung mit dem Judentum in Tübingen zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Schlatter war der wichtigste Lehrer Gerhard Kittels gewesen, und Otto Michel hatte immer wieder betont, auf den Lehrstuhl Schlatters berufen worden zu sein. Doch Schlatter hatte nicht nur die Tübinger Tradition des Interesses an rabbinischen Quellen begründet und selbst Umgang mit jüdischen Gelehrten gepflegt, er hatte sich nach 1933 mit Blick auf den Nationalsozialismus auch anbietend und judentumsfeindlich geäußert und Jesus den „Überwinder“ und größten „Feind des Judentums“ genannt. Zustimmende Äußerungen zum Festvortrag von Matthias Morgenstern am 24. April 2013 unter dem Titel „Gab es im 20. Jahrhundert eine Tübinger Schlatter-Schule?“, aber auch kritische Nachfragen gaben den Anlass, der von Adolf Schlatter und Gerhard Kittel ausgehenden Wirkungsgeschichte noch gründlicher nachzugehen, ihre unterschiedlichen – auch widersprüchlichen – Facetten herauszuarbeiten und zu versuchen, die in Tübingen betriebene theologische Beschäftigung mit dem Judentum in ihrem Zusammenhang darzustellen. Der entsprechend zu einem längeren Aufsatz ausgearbeitete Vortrag, der den zeitlichen Rahmen über etwa ein dreiviertel Jahrhundert absteckt, steht nun zu

Beginn dieses Bandes. Ihm folgt, aus der Feder von Reinhold Rieger, eine auf erstmals ausgewertetem Archivmaterial basierende Darstellung der Institutsgeschichte seit seiner Gründung in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, die bis zur Aufspaltung des alten *Institutum Judaicum* und der damit einhergehenden Gründung des neuen „Instituts für antikes Judentum und hellenistische Religionsgeschichte“ durch Martin Hengel reicht, die zugleich die Gründung eines neuen *Institutum Judaicum* unter der Leitung von Hans-Peter Rieger zur Folge hatte. Der anschließende Aufsatz von Gudrun Holtz folgt den Spuren von Otto Michels exegetischer Arbeit in seinem wohl wichtigsten Kommentar, dem zum Hebräerbrief, und stellt die Frage, ob und inwieweit sich in den unterschiedlichen Auflagen vor und nach 1945 Änderungen seines Bildes vom Judentum feststellen lassen. Der abschließende Beitrag von Hans-Joachim Lang stellt die Arbeit von Otto Michels *Institutum Judaicum* in den Kontext der Tübinger Lokal- und Zeitgeschichte der frühen Nachkriegszeit.

Unser Dank gilt dem ehemaligen Direktor des Universitätsarchivs Tübingen, Dr. Michael Wischnath, sowie Frau Christa Beck, die Einsicht in die Korrespondenzen ihres Vaters Otto Michel gewährte, Material zur Verfügung stellte und die Genehmigung zum Abdruck von Texten aus seinem Briefwechsel gab. Dankbar sind wir ferner der Redaktion der Zeitschrift JUDAICA für die Genehmigung des Wiederabdrucks der Briefe von Charles Horowitz an Otto Michel sowie Prof. DDr. Peter Kuhn (München), Dr. Frowald Gil Hüttenmeister (Tübingen) und Katrin Dönges M.A. (Oberhausen) für Hintergrundinformationen zur Biographie von Horowitz. Hinweise zur Biographie Otto Michels sowie Literaturhinweise gaben Prof. Dr. Rainer Riesner (Dortmund), Prof. Dr. Karl-Wilhelm Niebuhr, Prof. Dr. Ulrich Siegele (Schwedeneck) und Prof. Dr. Ulrich Köpf (Tübingen), der dieses Projekt von Anfang an durch seinen Rat und Zuspruch begleitete und förderte. Unser Dank gilt ferner Herrn Benjamin Schnabel für die Erstellung des Registers. Für namhafte Zuschüsse zu den Druckkosten danken wir dem Universitätsbund Tübingen, der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, der Forschungsstiftung für Spätmittelalter und Reformation e. V. und dem Herausgeberkreis der Reihe Contubernium, der uns die Möglichkeit gibt, einige der in den Diskussionen der vergangenen Jahre gewonnenen Einsichten zur Geschichte und Vorgeschichte des Tübinger Institutum Judaicum in diesem Band zu dokumentieren.

Tübingen, im Mai 2015
Matthias Morgenstern
Reinhold Rieger

Matthias Morgenstern

Von Adolf Schlatter zum Tübinger Institutum Judaicum

Gab es in Tübingen im 20. Jahrhundert eine Schlatter-Schule? Versuch einer Rekonstruktion¹

1. Zum Status Quaestionis

Adolf Schlatter (1852–1938), nach seiner Habilitation in Bern Professor für Neues Testament in Greifswald (1888–1893) und danach Professor für systematische Theologie in Berlin (1893–1898), wurde zum Sommersemester 1898 nach Tübingen auf den gerade neu eingerichteten sechsten Lehrstuhl der dortigen Evangelisch-theologischen Fakultät berufen.² In Tübingen verbrachte er die letzten vierzig Jahre seines Lebens und erlebte den Höhepunkt seines Wirkens; von dort ging sein Ruf als Original abseits der Hauptströmungen der akademischen Theologie in alle Welt. In gewisser Spannung zum von ihm selbst kultivierten Status des Außenseiters und Einzelgängers hinterließ er in der Stadt am Neckar im kirchlichen Bereich³ und auf den unterschiedlichen Feldern seines akademischen und kirchlichen Wirkens doch bleibende Spuren.⁴ Mit der in einem theologischen Zusammenhang betriebenen

- 1 Dieser Beitrag geht zurück auf einen Vortrag des Verfassers im Rahmen einer Gedenkveranstaltung der Evangelisch-Theologischen Fakultät Tübingen anlässlich des 75. Todestages Adolf Schlatters am 24. April 2013. Mein herzlicher Dank gilt den beiden Freunden und Kollegen Jostein Ådna und Reinhold Rieger für die kritische Durchsicht des überarbeiteten Textes und weiterführende Anmerkungen.
- 2 Zur Biographie Schlatters vgl. vor allem die große Darstellung von Werner Neuer: *Adolf Schlatter. Ein Leben für Theologie und Kirche* (Neuer 1996; zur Berufung Schlatters nach Tübingen dort 359).
- 3 An Schlatter erinnert in Tübingen neben der am 2. Juni 1965 von Prälat i. R. D. Theodor Schlatter in Erinnerung an seinen Vater gegründeten Adolf Schlatter-Stiftung, die „die Werke Adolf Schlatters zur Auslegung der Heiligen Schrift und zur Erforschung ihrer Geschichte“ verbreiten will, vor allem das Adolf Schlatter-Haus auf dem Österberg, dessen Name an Schlatters Engagement für die Arbeit der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV) in Tübingen erinnert; zur Geschichte des Hauses und zum Anteil Schlatters an seiner Errichtung vgl. die beiden Festschriften zum 100jährigen Jubiläum des Hauses im Frühjahr 2014: Bühmann/Hetzel 2014; Evangelische Studentengemeinde 2014.
- 4 Das Werk Schlatters als Systematiker wurde in der Tübinger Dissertation von Clemens Hägele gewürdigt (vgl. Hägele 2007). Zur Aufnahme der Impulse Schlatters in hermeneutischer Hinsicht vgl. Stuhlmacher 1986, 169–175; Stuhlmacher gab seit den 1970er Jahren auch sukzessive die wichtigsten Schriften Schlatters neu heraus; zum Oeuvre Schlatters auf dem Gebiet der Erforschung des antiken Judentums vgl. insbesondere Deines 1997, 262–299.

und von theologischen Interessen her motivierten wissenschaftlichen Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte und Literatur legte er auch den Grund für eine Tübinger Tradition, die – durch Otto Michel (1903–1993)⁵ und sein 1957 in Tübingen begründetes Institutum Judaicum und durch Otto Michels Nachfolger Martin Hengel (1926–2009) – bis in das späte 20. Jahrhundert fortgewirkt hat und durch Hengels Schüler bis die Gegenwart fortwirkt.⁶ Vermittelt durch den Schlatterschüler Karl Heinrich Rengstorf (1903–1992), den langjährigen Direktor des Münsteraner Institutum Judaicum Delitzschianum, hat diese Traditionslinie auch in Münster Wurzeln geschlagen. Durch die Namen des Schlatterschülers Walter Grundmann (1906–1976) und des Nachfolgers Schlatters auf seinem Lehrstuhl Gerhard Kittel (1888–1948)⁷ sowie durch dessen Mitarbeiter Karl-Georg Kuhn (1906–1976) — sie alle dienten dem Regime des „Dritten Reiches“ in herausgehobenen Positionen der nationalsozialistischen „Judenforschung“ – ist dieser Aspekt des Erbes Schlatters aber auch in besonderer Weise in die deutsche Katastrophe des 20. Jahrhunderts verstrickt. Die Problematik dieses Erbes ist in den vergangenen Jahren verschiedentlich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt – durch wissenschaftliche Publikationen zur nationalsozialistischen Judenforschung⁸, aber auch in öffentlichen Debatten über Schlatter und seine Äußerungen in den 1930er Jahren⁹ sowie über die nationalsozialistische Vergangenheit Otto Michels und die Herkunft eines in

- 5 Zum Lebenslauf Michels vgl. seine Autobiographie *Anpassung oder Widerstand* (Michel 1989b).
- 6 Die Zeit der Nachfolger Hengels – Hermann Lichtenberger (er übernahm Hengels Lehrstuhl im Jahre 1993 und leitete sein Institut bis zum Wintersemester 2011/12) und Michael Tilly (seit 2012) – liegt außerhalb der Reichweite dieser Darstellung.
- 7 Zur Biographie Kittels vgl. Michel 1977, 692 f.
- 8 Den Anfang machte am Ende der siebziger Jahre Leonore Siegele-Wenschkewitz mit einer Reihe von Aufsätzen: Leonore Siegele-Wenschkewitz: Neutestamentliche Wissenschaft vor der Judenfrage. Gerhard Kittels theologische Arbeit im Wandel deutscher Geschichte (Siegele-Wenschkewitz 1980); dies., Die Evangelisch-theologische Fakultät Tübingen in den Anfangsjahren des Dritten Reichs (Siegele-Wenschkewitz 1978a); dies., Adolf Schlatters Sicht des Judentums. Die Schrift „Wird der Jude über uns siegen?“ von 1935 im politischen Kontext, in: Dies., Christlicher Antijudaismus und Antisemitismus. Theologische und kirchliche Programme deutscher Christen (Siegele-Wenschkewitz 1994b); dies., Karl Fezer und die Deutschen Christen (Siegele-Wenschkewitz 1978b); dies., Siegele-Wenschkewitz, Gerhard Kittel und die Judenfrage (Siegele-Wenschkewitz 1978c); zur Genese dieser Arbeiten von Siegele-Wenschkewitz, die selbst zur Geschichte der Tübinger evangelisch-theologischen Fakultät gehören, vgl. Ulrich Siegele, Lebenslauf (Siegele 2000, 252–255). Aus neuerer Zeit ist ferner die Tübinger religionswissenschaftliche Arbeit von Horst Junginger zu nennen: Die „Verwissenschaftlichung der Judenfrage“ im Nationalsozialismus (Junginger 2011). Zu diesem Thema vgl. auch: Gerd Theißen, Neutestamentliche Wissenschaft vor und nach 1945 (Theißen 2009), sowie die Beiträge im von Roland Deines, Volker Leppin und Karl-Wilhelm Niebuhr herausgegebenen Sammelband „Walter Grundmann. Ein Neutestamentler im Dritten Reich“ (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 27, Leipzig 2007). Zu Adolf Schlatters Sicht des Judentums vgl. Lichtenberger 2009, 321–346.
- 9 Vgl. Schwäbisches Tagblatt vom 26. April 2013, 26 („Verkündete Christus, lobte Hitler“) über eine Jubiläumsveranstaltung zum 75. Todestag Adolf Schlatters an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen mit einem Vortrag des Verfassers dieser Studie; vgl. auch den Abdruck des Vortrags in: Morgenstern 2014b.

seinem Nachlass aufgefundenen jüdischen Ritualgegenstandes, einer Torascheibe aus dem polnischen Städtchen Zgierz bei Łódź.¹⁰ Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, den Spuren Adolf Schlatters und seiner Schüler in Tübingen nachzugehen und dabei die Frage zu untersuchen, ob – und gegebenenfalls in welcher Hinsicht – in Zusammenhang mit der Arbeit des Institutum Judaicum in Tübingen seit den 1950er Jahren von einem bleibenden Einfluss Adolf Schlatters oder auch von einer „Schlatterschule“ die Rede sein kann.

Die Verbundenheit der späteren Tübinger Theologen mit ihrem berühmten Vorgänger, erstes und wichtigstes Kennzeichen der Herausbildung einer Schule, beruhte zunächst auf den teilweise engen Beziehungen, die Schlatter nicht nur im wissenschaftlichen, sondern auch im persönlichen Bereich – bis hin zu seelsorgerlichen Bemühungen – zu seinen Hörern und Schülern pflegte.¹¹ Gerhard Kittel und Otto Michel, die Nachfolger Schlatters auf seinem Lehrstuhl, hatten bei ihm in Tübingen studiert und beriefen sich später in unterschiedlichen Situationen auf den verehrten Lehrer.¹² Kittel – seine Studienorte waren vor allem Leipzig, Berlin und Halle gewesen – hatte seine ersten wissenschaftlichen Schritte zwar außerhalb des unmittelbaren Tübinger Umfelds unternommen, doch verstand er sich als ausgesprochener Schüler Schlatters und war auch dessen „Wunschkandidat“¹³, als es um die Neubesetzung seines Lehrstuhles nach Schlatters Emeritierung ging. Kittels letztendliche Berufung nach Tübingen trägt denn auch die Kennzeichen einer unter Schwierigkeiten ins Institutionelle umgesetzten Schulbildung: Nach Schlatters Emeritierung (1922) war zunächst der Bonner Neutestamentler und Vertreter der religionsgeschichtlichen Schule Wilhelm Heitmüller (1869–1926) berufen worden; diesen konnte Schlatter aber nicht als „wirklichen Nachfolger“ anerkennen.¹⁴ Nach

10 In seiner Autobiographie hatte Michel verschwiegen, dass er in den Jahren 1933–1945 Mitglied der NSDAP und zeitweise auch der SA gewesen war und sich stattdessen als „Widerstandskämpfer“ stilisiert. Dieser Tatbestand wurde im Sommer 2010 zum Gegenstand öffentlicher Diskussionen, als die hölzerne Standscheibe einer Torarolle aus seinem Nachlass gefunden wurde, die aus der Synagoge des in der Nähe von Łódź liegenden zentralpolnischen Städtchens Zgierz (deutsch (1943–1945): Görnau) stammte. Der Ritualgegenstand war der Synagoge 1922 von dem polnischen Juden Josef Zwi Spiro gestiftet worden. Bei der Zerstörung des Gotteshauses nach dem Einmarsch der Deutschen zu Beginn des zweiten Weltkrieges wurde sie offenbar entwendet und gelangte danach – so die Vermutung des Erben des Stifters, des Jerusalemer Psychologen Dr. Avner Falk — auf unbekannte Weise in den Besitz Michels; vgl. dazu Lang 2010 und Dachs 2012, 56. Zur Entlassung Michels aus dem Universitätsdienst in Halle am 18.12.1945 vgl. Stengel 2002, 548–549.

11 Die erste Tochter von Karl Heinrich Rengstorff wurde 1935 beispielsweise von Schlatter getauft; vgl. Bachmann 2009, 371–386 (hier: 373). Walter Grundmann findet in seinen Erinnerungen warme Worte für Schlatter, der nach dem Bericht seines Sohnes, Theodor Schlatter, „in der Zeit des Kirchenkampfes“, als Grundmann „vielfach angefeindet“ worden sei, für ihn eingetreten sei; vgl. Deines 2007, 109 f.

12 Kittel verbrachte 1908 ein Semester in Tübingen; vgl. Siegele-Wenschkewitz 1980, 47. Michel, der vom Sommersemester 1922 bis zum Sommersemester 1923 in Tübingen studierte, berichtete später von seinen Hörerlebnissen in Schlatters Vorlesungen, Predigten und Bibelstunden. Vgl. Michel 1989b, 25 sowie die Erinnerungen Michels, in: Michel 2003, 323–334 (hier: 325 f. und 333).

13 Neuer 1996, 621,

14 So Schlatter in einem Brief vom 20. Dezember 1922 (zitiert nach Neuer 1996, 592).

dem frühen Tod Heitmüllers konkurrierten Gerhard Kittel und der Marburger Neutestamentler Rudolf Bultmann um den Lehrstuhl in der Nachfolge Schlatters. Die württembergische Kirchenleitung hielt eine Berufung Bultmanns nach Tübingen aber „zur Zeit nicht für möglich“, und Bultmann wurde von der Evangelisch-theologischen Fakultät auf den zweiten Listenplatz gesetzt, so dass Kittel „mit ausdrücklicher Billigung“ der kirchlichen Instanzen nach Tübingen berufen wurde.¹⁵ Bei ihm wusste der Meister seinen Lehrstuhl in „guten Händen“.¹⁶

Der fortdauernde Einfluss Schlatters an der einstigen Wirkungsstätte kommt auch durch das Nachwirken einiger seiner berühmtesten Texte zum Ausdruck. Das bekannteste Beispiel ist wahrscheinlich eine Schrift, die noch vor seiner Tübinger Zeit entstand, seine 1882 bei der Haager „Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion“ eingereichte Preisarbeit „Glaube und Glauben im Neuen Testament“, die 1885 bei Brill in Leiden erschien und bis 1927 im Calwer Verlag drei Neuauflagen erlebte.¹⁷ 1933 erwähnte Gerhard Kittel diese Arbeit im ersten – Schlatter zum achtzigsten Geburtstag gewidmeten – Band des von ihm herausgegebenen *Theologischen Wörterbuchs zum Neuen Testament* und stellte sie als „Vorbild für die Untersuchung biblisch-theologischer Begriffe“ überhaupt hin.¹⁸ 100 Jahre nach Abgabe der Preisschrift wurde der Text dann in einer Studienausgabe von dem Tübinger Neutestamentler Peter Stuhlmacher, einem Freund Martin Hengels, neu herausgegeben und mit einem Vorwort versehen.¹⁹ Auch Schlatters Monographie „Die Theologie des Judentums nach dem Bericht des Josefus“²⁰, Frucht einer Jahrzehnte übergreifenden Beschäftigung mit dem jüdischen Historiker, hatte eine Tübinger Nachwirkung – sie wies Otto Michel den Weg für seine Josephus-Arbeiten.²¹ Schlatters Erklärungen zum Evangelisten Matthäus schließlich, die 1963 in sechster Auflage erschienen, bezeichnete Martin Hengel „als den bedeutendsten und originellsten Matthäuskommentar“, der im 20. Jahrhundert geschrieben wurde.²² Bis in die Gegenwart lässt sich der Einfluss von Schlatters – populären wie wissenschaftlichen – Bibelkommentaren in vielfältiger Weise nachweisen, und

15 Siegele-Wenschkewitz 1980, 49.

16 Neuer 1996, 621.

17 Zur Interpretation dieses Textes vgl. Lichtenberger 2009, 322–326. Als Indiz von Kontinuität kann auch gelten, dass Otto Michel 1950 beim Calwer Verlag, der in den Tübinger Jahren der Hausverlag A. Schlatters geworden war, Mitherausgeber der „Arbeiten zur Theologie“ wurde; vgl. Braun 2003, 23–35 (hier: 29) und Fritz-Munz 2002, 25.

18 Kittel 1933b, VII (Vorwort).

19 Vgl. Stuhlmacher 1982, VIII.

20 BFChTh, 2. Reihe 26, Gütersloh 1932; für den Nachdruck (Hildesheim 1979) erstellte der Michel-Schüler Helgo Lindner ein Stellenregister. Zur Würdigung dieses Textes vgl. Hengel 2010d, 487.

21 Zu den Impulsen Schlatters, die für Michels Arbeit an Josephus wirksam wurden, vgl. Michel 1989b, 25; ders., Adolf Schlatter als Ausleger der Heiligen Schrift, 329; Haacker 2009, 342–352 (hier 348). Vgl. auch viele Verweise auf Schlatter in Michels Aufsätzen zu Josephus: „Die Rettung Israels und die Rolle Roms nach den Reden im ‚Bellum Iudaicum‘. Analysen und Perspektiven (Michel 1984, 945–976, dort 948, 956 und 976).

22 Zitiert nach: Neuer 1996, 635; vgl. auch Hengel 2010d, 488. Zu einem ähnlichen Urteil kommt Otto Michel 2003, 330. Zu den Zitaten aus diesem Kommentar im Matthäuskommentar Walter Grundmanns vgl. unten Anm. 375.

dies nicht nur bei den Nachfolgern auf seinem Tübinger Lehrstuhl und bei unmittelbaren Fachkollegen, sondern auch auf internationaler Ebene.²³

Die Verbundenheit der nachfolgenden Neutestamentler mit dem ersten Inhaber ihres Lehrstuhls und Begründer der Tübinger theologischen Judentumsforschung kommt schließlich in einer Reihe von Würdigungen zum Ausdruck, die zu unterschiedlichen Anlässen verfasst wurden: Gerhard Kittels „Gedenkrede“ auf Adolf Schlatter vom 23. Mai 1938²⁴, Otto Michels Vortrag auf einer Gedenkveranstaltung zu Schlatters hundertstem Geburtstag im Juli 1952²⁵, Martin Hengels Würdigung Schlatters²⁶ sowie Hermann Lichtenbergers Ausführungen auf dem Adolf-Schlatter-Symposium anlässlich des 150. Geburtstages Schlatters in Tübingen vom November 2002 unter der Überschrift „Adolf Schlatter und das Judentum“.²⁷ Besonders aussagekräftig ist in diesem Zusammenhang ein Geflecht gegenseitiger Ehrungen und Würdigungen der Nachfolger in den folgenden Generationen und ihrer (auch außerhalb Tübingens tätigen) Schüler: der im Sinne der Lehrstuhlsukzession bedeutsame Text Otto Michels zum zehnten Todestag seines Vorgängers „Das wissenschaftliche Vermächtnis Gerhard Kittels“²⁸, Martin Hengels Beitrag zum Tode Michels („Ein Leben für die Bibel“)²⁹ und schließlich, schon im Titel gewissermaßen Bezug nehmend auf Werner Neuers Schlatterbiographie („Ein Leben für Theologie und Kirche“), ein englisch-sprachiger Nachruf auf Hengel von dessen Schüler Roland Deines – „A Scholar’s Life in the Service of Christology“.³⁰ In diesen Nachrufen und Würdigungen finden sich immer wieder Hinweise auf eine Tübinger Kontinuität und auf Schlatter, die auf eine Art von schulbildendem Einfluss schließen lassen könnten.³¹

Diesen Äußerungen stehen an anderer Stelle aber Manifestationen von Distanz und Diskontinuität gegenüber. Diese sind besonders zu bedenken, will man die Frage eines Einflusses Schlatters in Tübingen erörtern. Namhaft gemacht werden zum einen Eigenarten Schlatters wie sein „Einzelgängertum“, das seine Wirkung behindert habe.³² Bereits bei Kittel heißt es, „obwohl vermutlich von ganz wenigen Männern je in Kirche und Theologie so viele junge und alte Menschen entschei-

23 Vgl. die englischen Übersetzungen einiger seiner wichtigsten Texte: Adolf Schlatter, *The History of the Christ*, 1997; ders., *The Theology of the Apostles*, 1998; ders., *The Romans. The Righteousness of God*, 1995 sowie ders., *Do we know Jesus?*, 2005. Vgl. auch die englische Übersetzung der Biographie Neuers von Robert Yarbrough unter dem Titel „Adolf Schlatter. A Biography of Germany’s Premier Biblical Theologian“, Grand Rapids 1996. Zur Rezeptionsgeschichte Schlatters vgl. auch Yarbrough 1999. Andreas J. Köstenberger spricht von einer „Schlatter renaissance in America that is slowly gaining momentum“ (Köstenberger 1998, 141.)

24 Kittel 1938.

25 Vgl. Michel 2003, 323–334.

26 Hengel 2010d, 485–491. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch der Beitrag von Stuhlmacher 1978b, 219–240.

27 Dieser Vortrag H. Lichtenbergers passt nicht mehr recht in diese Reihe, da es sich um eine ausgesprochen kritische Auseinandersetzung mit Schlatter handelt.

28 Michel 1958a, 415.

29 Hengel 2010c, 480–484.

30 Deines 2012, 33–72.

31 Vgl. auch Lichtenberger 2005, 35–41.

32 Stuhlmacher 1986, 173 f.

dend beeinflusst worden“ seien wie von Schlatter, habe es „nie eine ‚Schlatterschule‘ gegeben“.³³ Hinzu kommen Andeutungen von Spannungen und Konflikten in der „Sukzessionskette“ der Nachfolger. An erster Stelle ist das schwierige Verhältnis Michels zu seinem Vorgänger, dem unmittelbaren Schlatter-Schüler Gerhard Kittel zu nennen. Da bei der Darstellung dieses Verhältnisses die Frage von Kittels Verstrickung in die Judenpolitik des nationalsozialistischen Deutschland und damit auch die seiner (zumindest indirekten) Mitverantwortung für die Judenverfolgung mitschwingt, ist hier das zentrale Problem des gestellten Themas und darüber hinaus sicher eines der problematischsten Themen der Tübinger Theologiegeschichte nach 1933 betroffen. Daneben wird auch das generationenübergreifende Verhältnis Michels zu Schlatter in Frage gestellt. Michel, so heißt es, sei „nicht eigentlich als Schlatter-Schüler“ zu verstehen.³⁴ Auch zur nachfolgenden Generation scheint Distanz auf. Michels autobiographische Bemerkungen zu Martin Hengel, so heißt es, „appear rather distant“.³⁵ Als zusammenfassende These kann Hengels etwas apokritische Schlussfolgerung gelten, Schlatter habe „keine Schule“ gebildet.³⁶

Dieses Diktum ist bemerkenswert; denn in Hengels Aufsatz über seinen Vorgänger wird die Wirkung Schlatters im gleichen Atemzug mit der Karl Barths – des Begründers der für das 20. Jahrhundert für die systematische Theologie im protestantischen Bereich wohl wichtigsten „Schule“ – verglichen. Zudem nennt Hengel eingangs Ferdinand Christian Baur (1792–1869), der neben Schlatter als bedeutendster evangelischer Theologe in Tübingen „während der letzten 200 Jahre“ gelten könne. Mit diesem letzteren Namen, dem Begründer der sogenannten „Neuen Tübinger Schule“, ist das vom Autor für diesen Zusammenhang offenbar wohlbedachte Stichwort der „Schule“ konnotiert.³⁷ Im Zusammenhang mit Baur stehen auch neuere Diskussionen über theologische Schulbildungen in Tübingen, die für die Beantwortung der in diesem Beitrag gestellten Frage hilfreich sein können. Der

- 33 Bei Kittel heißt es weiter: „Es ist kein Zufall, daß keiner von uns daran gedacht oder auch nur gewagt hätte, sich einen ‚Schlatterianer‘ oder einen ‚Schlatterschüler‘ zu nennen oder nennen zu lassen. Ich hätte den grausamen Spott nicht erleben mögen, den er über den Armen ausgegossen hätte!“ (Kittel 1938, 13).
- 34 Vgl. die einführenden Bemerkungen Helgo Lindners zu Michels Text „Adolf Schlatter als Ausleger der Heiligen Schrift“ in: Lindner 2003c, 323. Ernst Käsemann, Michels neuteamentlicher Fachkollege in Tübingen, stellte 1957 ebenfalls fest, dass „die Nachwirkung Schlatters in der heutigen deutschen Theologie so merkwürdig gering geblieben“ sei. Vgl. Käsemann 1964, 11–31 (Zitat: 14). Die Erörterung Käsemanns steht im Kontext unterschiedlicher Erwägungen zum Umgang mit den durch F. Chr. Baur gestellten Problemen und zum Erbe der „Bultmannschule“ (Käsemann 1964, 20). Peter Stuhlmacher beginnt seine Ausführungen zu Schlatter mit dem oben angeführten Zitat Käsemanns: Stuhlmacher 1978b, 219. In einem gewissen Gegensatz gegen die Tübinger Traditionslinie hat Klaus Haacker (2009, 343) kürzlich die Hallenser Prägung Michels hervorgehoben.
- 35 Deines 2012, 43.
- 36 Hengel 2010d; 490. Klaus Haacker bemerkt auch zu Otto Michel, dieser habe im Gegensatz zu Martin Hengel „keine ‚Schule‘ hinterlassen“; Haacker 2009, 351. Zur Biographie Michels vgl. nun auch Barwich 2013.
- 37 Ob Hengels Formulierung „der bedeutendste evangelische Theologe in Tübingen“ indirekt auf die „Katholische Tübinger Schule“ des 19. Jahrhunderts anspielen will, muss unentschieden bleiben.

Tübinger Kirchengeschichtlicher Ulrich Köpf nennt als Merkmale des Schulbegriffs den institutionellen Rahmen, die Bindung „an eine noch lebende oder verstorbene und zur Autorität erhobene Person“³⁸ und „eine gewisse *Qualität*“ der Arbeit der in der betreffenden „Schule“ wirkenden Personen.³⁹ Zudem könne man von einer „Schule“ nur dort reden, „wo auch ein entsprechendes Selbstverständnis“ und „das Bewusstsein einer engen inneren Zugehörigkeit“ bestanden habe.⁴⁰ Die folgenden Erwägungen, die Hengels apodiktisches Urteil („keine Schule“) überprüfen sollen, knüpfen an diese wissenschaftsgeschichtliche Kriteriologie an.⁴¹ Zusätzlich soll postuliert werden, dass innerhalb einer „Schule“ keine Bezugnahme auf den Lehrer aus gegensätzlichen Gründen möglich sein soll. Es wird daher zu überprüfen sein, ob, inwiefern und mit welcher Absicht in den folgenden Generationen auf – verkürzt ausgedrückt – „judenfreundliche“ wie „judenfeindliche“ Äußerungen aus der Feder Schlatters zurückgegriffen wurde.

Was die Frage eines „Schulbewusstseins“ anbelangt, so gibt – angesichts des mit dem Nationalsozialismus und dem Völkermord an den Juden gegebenen „Geschichtsbruchs“⁴², den das Nachdenken über die Geschichte des 20. Jahrhunderts wahrnimmt – die Historiographie des 20. Jahrhunderts aber in vielfältigen Bereichen Beispiele dafür, wie sowohl das Geltendmachen als auch die Bestreitung von Kontinuitätslinien zugleich legitimatorischen wie apologetischen (oder auch diffamatorischen) Zwecken dienen kann.

Geht es um die Stellung zum Judentum und darüber hinaus um die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Judentum, so erscheint die Frage von Kontinuität und Diskontinuität als besonders heikel. Ganz abgesehen von den Besonderheiten der deutsch-jüdischen Geschichte im 20. Jahrhundert weist die Darstellung der Entwicklung des Judentums in der Neuzeit im Hinblick auf die vielfältigen Brüche und Transformationen seit der Napoleonischen Zeit – genannt seien die Stichworte Assimilation, Emanzipation, jüdische Reformbewegung und Zionismus – hier vielfältige Probleme auf, die verschiedentlich auf die hier verhandelte Fragestellung zurückwirken. Unter christlichen Theologen war nach dem zweiten Weltkrieg die Behauptung eines Zusammenhanges von kritischer Haltung zum NS-Regime und der jeweils eigenen Stellung zur „Judenfrage“ beliebt und in gewisser Weise naheliegend, wenn auch kurzschlüssig. Wie viele Beispiele zeigen, konnte man aber durchaus ein Gegner des „Dritten Reiches“ und zugleich ein Judenfeind sein, wie es Beispiele von Juden gibt, die dem Nationalsozialismus, besonders in seiner An-

38 Köpf 2012, 50.

39 Köpf 2012, 51.

40 Köpf 2012, 51.

41 Im Sinne des dritten Merkmals einer „Schule“, das eine (wissenschaftliche) Qualität von Arbeit verlangt, wird im Folgenden daher nicht die Wirkung der populären Schriften Schlatters in Kirche und Gesellschaft und auch nicht sein Einfluss auf die württembergische Kirche und Pfarrerschaft untersucht. Bezüglich des Kriteriums „institutioneller Rahmen“ liegt das Augenmerk auf den Verhältnissen der Tübinger Evangelisch-theologischen Fakultät; der Einfluss Schlatters durch von hier wegberufene Schüler kommt nur insofern in den Blick, als es – wie im Falle Walter Grundmanns, Karl Georg Kuhns und Karl Heinrich Rengstorfs (s. dazu unten) – für die Rekonstruktion der Tübinger Verweisungszusammenhänge belangvoll ist.

42 Zum Terminus des Geschichtsbruchs vgl. Hölischer 2000, 343–355.

fangszeit, positive Seiten abgewinnen konnten oder ihn verharmlosten. Geht man davon aus, dass die Bekennende Kirche es zumindest in ihren offiziellen öffentlichen Verlautbarungen zu vermeiden suchte, ihre prinzipielle Stellung zum „Dritten Reich“ mit Blick auf die Judenpolitik des NS-Regimes zu definieren⁴³, so gilt für die Nachkriegszeit umgekehrt, dass gerade der Beurteilung dessen, was ein theologischer Forscher und Lehrer zur „Judenfrage“ gelehrt und veröffentlicht hat, besonderes Gewicht zukommt. Will man für das legitime Reden von einer „Schule“ fordern, dass ein Mindestmaß an Kontinuität gegeben sein muss, so ist hier ein Problem gegeben, das besonderer Aufmerksamkeit bedarf.

Vor dem Hintergrund des skizzierten wirkungsgeschichtlichen Interesses werden im Folgenden zunächst einige Stichworte zur Person Schlatters und zu seinem Wirken in Tübingen genannt (Kap. 2). Dabei geht es weder um sein umfangreiches Gesamtwerk, das auch systematisch-theologische und philosophische Arbeiten umfasst, noch um seine Predigtstätigkeit oder sein vielfältiges Engagement in kirchlichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten. Zur Sprache kommen vielmehr Gesichtspunkte, die für seine Wirkung auf seine Nachfolger auf dem neutestamentlichen Lehrstuhl und dabei vor allem für sein Erbe im Bereich der Erforschung des antiken und nachbiblischen Judentums bedeutsam sind. Auch hierzu kann das folgende Referat nicht alle Gesichtspunkte nennen. Der Schwerpunkt liegt vielmehr auf bislang eher unbekanntem oder vernachlässigten Einzelheiten und Zusammenhängen, vor allem hinsichtlich der jüdischen Gesprächspartner der unterschiedlichen Tübinger Theologen. Diese Frage war für Gerhard Kittel und Adolf Schlatter in den 1920er Jahren zunächst im Hinblick auf die Bearbeitung des rabbinischen Schrifttums von wissenschaftlicher Bedeutung, sie erhielt für ihre Nachfolger nach dem Krieg aber auch eine legitimatorische Dimension. Von diesem Gesichtspunkt aus und gleichzeitig mit Blick auf den Werdegang der wichtigsten „arischen“ Schüler Schlatters im Dritten Reich, soll dann die These entwickelt werden, dass die Schwierigkeiten bei der Weitergabe seines Erbes mit den geschichtlichen Ereignissen des 20. Jahrhunderts in Verbindung stehen. Denn diese Schüler Schlatters konnten sich natürlich nicht nur untereinander, sondern sie wussten auch von den jüdischen Gesprächspartnern und Schülern Schlatters und Kittels – im Blickpunkt stehen vor allem Martin Buber und der Talmudübersetzer Chaim Horowitz –, welche umgekehrt den Weg ihrer christlichen Kollegen nach 1945 weiter verfolgten. Hinderlich für die Pflege des Vermächnisses Schlatters war weniger die Tatsache, dass – wie Peter Stuhlmacher schreibt – „in den vergangenen beiden Weltkriegen eine Reihe von bedeutsamen Schlatterschülern gefallen oder umgekommen ist, so daß sie Schlatters Vermächtnis nicht hochhalten konnten“⁴⁴, als die Verstrickung einiger seiner wichtigsten Schüler in die Machenschaften des NS-Regimes, die es den Theologen in der zweiten Jahrhunderthälfte schwer machte, sich unbefangen auf die vorhergegangene Zeit zu beziehen.

In den anschließenden Teilen geht es um die Aufnahme des Werkes Schlatters bei seinen Tübinger Schülern inner- und außerhalb der Tübinger Evangelisch-theo-

43 Vgl. Siegele-Wenschkewitz 1980, 20.

44 P. Stuhlmacher 1978b, 219.

logischen Fakultät und bei den Nachfolgern auf seinem Lehrstuhl. Zur Sprache kommen nach Gerhard Kittel (Kap. 3) die wichtigsten Theologen der zweiten Generation wie Walter Grundmann, Karl Georg Kuhn (Kap. 4) und Otto Michel (Kap. 5); dabei wird an einigen Stellen auch ein Seitenblick auf Karl Heinrich Rengstorf (1903–1992) geworfen, der nach dem Krieg, anknüpfend an Schlatters Arbeiten, eine große Josephuskonkordanz herausgab.⁴⁵ Für das Verständnis des Umfeldes wird an einigen Stellen auch auf Otto Bauernfeind (1889–1972) hingewiesen. Dieser war zwar kein Schlatterschüler – er kam 1931 auf Bitten Kittels hin nach Tübingen, wo ihm ein persönliches Extraordinariat versprochen worden war, um dort einen Lehrauftrag für das Neue Testament und seine Umwelt zu übernehmen –, wirkte aber an den an Kittels Lehrstuhl verfolgten Projekten mit. Auch hielt er sich zur gleichen Zeit wie Charles Horowitz, ein jüdischer Mitarbeiter Schlatters und Kittels, mit dem Otto Michel nach dem Krieg korrespondierte, in Tübingen auf.⁴⁶ Da Bauernfeind in den dreißiger Jahren konsequent den Weg in die Bekennende Kirche ging und dafür auch persönliche Konsequenzen trug, ist sein Lebensweg zur Kontrastierung besonders lehrreich. Als Vertreter der dritten Generation rückt in der gebotenen Kürze schließlich Martin Hengel in den Blick (Kap. 6). Im letzten Teil (Kap. 7) versuche ich, mit Blick auf die bleibende Wirkung Schlatters, aber auch hinsichtlich der sachlichen Brüche und Abgründe ein Fazit zu ziehen.

2. Adolf Schlatters Wirken in Tübingen

2.1. Schlatters Beschäftigung mit dem Judentum bis zu seiner Emeritierung

Die ersten Spuren einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem rabbinischen Judentum bei Schlatter lassen sich bereits in seiner 1880 in Bern eingereichten Dissertation unter dem Titel „Johannes der Täufer“ nachweisen, in der es dem Verfasser darum ging, „die Formeln Judentum, Judenchristentum, Judaismus“, die er während seines Studiums „bei der Erläuterung des Neuen Testaments beständig“ gehört hatte, von ihren „dunklen Vorstellungen“ zu befreien.⁴⁷ Den entscheidenden Impuls, sich in die jüdische Traditionsliteratur hineinzuarbeiten, erhielt Schlatter dann im Juli 1882, als er in Basel auf der 51. Jahrestagung der „Freunde Israels“, einer Gruppierung zur Unterstützung der Judenmission, einen Vortrag zum Thema „Der Bund Gottes mit Israel“ hielt und bei diesem Anlass in der Diskussion die Meinung vertrat, die Judenmission „scheitere daran, daß wir die Juden gar nicht kennen“.⁴⁸ In diesem

45 Rengstorf stand zur nationalsozialistischen Zeit anfangs den Deutschen Christen nahe, engagierte sich danach aber in der Bekennenden Kirche; vgl. Bachmann 2009, 371–386, hier 374. Vgl. auch Thamer/Droste/Happ 2012, 290.

46 Zu Bauernfeind vgl. Hengel 2010b, 364–368 und Siegele-Wenschkewitz 1978a, 52.

47 Neuer 1996, 147. Die Promotionschrift Schlatters war lange verschollen und wurde erst 1952 wieder aufgefunden und von dem Berner Neutestamentler Wilhelm Michaelis veröffentlicht; Michaelis 1952; vgl. Neuer 1996, 148.

48 Neuer 1996, 179.

Zusammenhang entstand bei ihm die Einsicht, dass die Kenntnis Philos und der Apokalyptiker nicht ausreicht, sondern dass es notwendig sei, „das Judentum, mit dem das Neue Testament in fruchtbarer Gemeinschaft und heißem Kampf stand“, eben das pharisäische Judentum Palästinas, kennenzulernen.⁴⁹

1888 wurde Schlatter nach Greifswald berufen, wo er einen Lehrstuhl für Neues Testament zugesprochen bekam. Als 1893 der Ruf nach Berlin folgte, hatte er dort das Fach Systematische Theologie zu vertreten, wobei er aber zusätzlich das Recht erhielt, daneben auch Lehrveranstaltungen auf dem Gebiet des Neuen Testaments anzubieten.⁵⁰ Der 1898 neu für ihn geschaffene Tübinger Lehrstuhl trug dann den Titel Neues Testament, jedoch erhielt der Inhaber zugleich die Berechtigung, systematische Lehrveranstaltungen abhalten zu dürfen.⁵¹ Die Interessen Schlatters in Forschung und Lehre waren also breit gestreut, und seine vielfältigen Gaben und Neigungen kamen von Anfang an in Publikationen auf unterschiedlichen wissenschaftlichen Feldern zum Ausdruck, wie etwa seine 1906 gedruckte Vorlesung „Die philosophische Arbeit seit Cartesius. Ihr ethischer und religiöser Ertrag“⁵² zeigt.

Nach seiner bereits oben genannten Schrift *Der Glaube im Neuen Testament* (1885) ist in seinem eigentlichen Fachgebiet vor allem seine zweibändige *Theologie des Neuen Testaments* zu nennen mit den beiden Teilen „Das Wort Jesu“ (1909) und „Die Lehre der Apostel“ (1910).⁵³ Der erste Band, der der Darstellung der Verkündigung Jesu gewidmet war, wurde von dem Kieler Neutestamentler Johannes Leipoldt (1880–1965) besonders positiv rezensiert – eine Besprechung, die für unseren Zusammenhang auch deshalb interessant ist, weil Leipoldt später Lehrer Walter Grundmanns wurde und mit ihm seit dem Ende der 1930er Jahre eng in dessen Eisenacher Institut zur „Entjudung“ des Christentums zusammenarbeiten sollte.⁵⁴ In seiner Würdigung des Schlattertextes von 1909 zeigte Leipoldt sich noch von einer „judentumsfreundlichen“ Seite, indem er schrieb, es sei dem Autor gelungen, die moderne „Legende“ zu widerlegen, „das Urchristentum sei etwas ganz Unjüdisches“.⁵⁵ 1910 schloss Schlatter auch seine noch in seiner Berner Zeit begonnenen „Erläuterungen zum Neuen Testament“ ab, ein 13-bändiges Kommentarwerk, dessen letzter Band mit einer Auslegung der Johannesoffenbarung erschien. Diese populären Auslegungen, die wahrscheinlich zu seinen meistgelesenen Schriften gehören, begründeten Schlatters Ruhm und wurden noch zu seinen Leb-

49 A. a. O., 180.

50 A. a. O., 296.

51 A. a. O., 362.

52 A. a. O., 397.

53 A. a. O., 464 ff. und 836. Beide Bände erschienen 1920/1922 in einer bearbeiteten Neuauflage, die 1984 in Stuttgart (in vierter Auflage) nachgedruckt wurde.

54 Leipoldts Schrift „War Jesus Jude?“ aus dem Jahre 1923 (in starker Überarbeitung 1935) kann als Vorarbeit für Walter Grundmanns Buch „Jesus der Galiläer und das Judentum“ (Grundmann 1940) gelten, in dem Grundmann das Konzept eines nichtjüdischen (und insofern „arischen“) Stammbaumes Jesu vertrat. Auch in diesem Buch finden sich zahlreiche Verweise auf Schlatter.

55 Leipoldt 1909, 363–366 (Zitat: 366). Zu den Verstrickungen Leipoldts im „Dritten Reich“ vgl. Deines 2007, 74, Anm. 91.

zeiten mehrfach neu herausgegeben. Nach dem 2. Weltkrieg erschienen sie im Calwer Verlag (Stuttgart) sukzessive noch einmal in Neuauflagen.⁵⁶

In seinen frühen Tübinger Jahren verfasste Schlatter auch eine Reihe von Arbeiten zum Judentum in neutestamentlicher Zeit – bereits 1899 seine Studie „Jochanan ben Zakkai, der Zeitgenosse der Apostel“, und 1901 „Israels Geschichte von Alexander dem Großen bis Hadrian“. Seine Schrift über Jochanan ben Zakkai blieb über sechs Jahrzehnte lang die einzige Monographie über diesen rabbinischen Gelehrten; nach ihrem Erscheinen wurde sie von Ludwig Blau (1861–1936), Professor an der Landesrabbinerschule in Budapest, in der Grundtendenz kritisch, jedoch nicht ohne einige einleitende wohlwollende Bemerkungen besprochen.⁵⁷ Noch 1977 erwähnte sie der amerikanisch-jüdische Gelehrte Jacob Neusner, der 1962 selbst eine Studie zu diesem Thema veröffentlicht hatte⁵⁸, anlässlich eines Vortrages zum Tübinger Universitätsjubiläum in lobender Weise.⁵⁹

In seiner *Geschichte Israels von Alexander dem Großen bis Hadrian* (1901) bemühte sich Schlatter einerseits, „den Boden“ zu beschreiben, „auf dem Jesus und die Seinen ihren Dienst Gottes vollbracht haben“.⁶⁰ Andererseits ging es ihm darum, einen Beitrag zum besseren Verständnis des Judentums zu leisten.⁶¹ Aufmerksamkeit verdienen hier Formulierungen, die über die Forschungen zur Antike hinaus auch das gegenwärtige Judentum und das geschichtlich problembeladene Verhältnis von Juden und Christen in den Blick nehmen. Schlatter schrieb im Vorwort, er wolle bei christlichen Lesern „Verständnis“ wecken, „für das, was die Judentum gemacht und ihr ihre bis zur Gegenwart herabreichende Gestalt gegeben“ habe.⁶² In diesem Zusammenhang weist er auf den „beträchtlichen Nachholbedarf“ hin⁶³, den „die Christenheit hinsichtlich der Kenntnis des Judentums“ habe und

56 Zu diesen Auslegungen und ihrem Einfluss vgl. Neuer 1996, 632; Lichtenberger 2009, 321 und Stuhlmacher 1978a, 89 f. Zur Neuauflage und der sprachlichen Überarbeitung vgl. Fritz-Munz 2002, 36.

57 Vgl. Blau 1899, 548–561; Blau beginnt mit der anerkennenden Bemerkung, Schlatter gehöre „zu den wenigen christlichen Gelehrten, die sich mit der rabbinischen Literatur selbständig beschäftigen und nicht aus sekundären Quellen“ schöpften (a. a. O., 548). Nach dem Hinweis auf zahlreiche Übersetzungsfehler konstatiert er allerdings, Schlatter besitze „weder genügende Kenntnisse noch die nöthige Unbefangenheit...“, um auf diesem Felde etwas Erspreßliches zu leisten“ (a. a. O., 561). Schlatters Wiedergabe von Mischna Abot 2,13 הרואה את הנולד mit „wer ein Kind erlebt“ anstatt „wer das Kommende sieht“, woran sich die Bemerkung anschließt, hier fehle „die Frau“, und „eine gewisse Geringschätzung der Ehe“ mache sich „bemerklich“, kommentiert Blau, angesichts dieser Übersetzung falle es schwer, ernst zu bleiben (a. a. O., 549 f.). Zu dieser Schrift Schlatters vgl. auch Deines 1997, 295 und Lichtenberger 2009, 334–335.

58 Vgl. Neusner 1962, 2 („Schlatter’s article should be read in the light of L. Blau’s critical review“); zur Einordnung der Rezension Blaus, die in der Schlatterbiographie W. Neuers nicht erwähnt wird, vgl. auch Gerdmar 2009, 266–268.

59 Vgl. Lichtenberger 2009, 334.

60 Schlatter²1906, 5 (Vorwort); vgl. auch Gerdmar 2009, 268–270.

61 Vgl. a. a. O., 6. J. Jeremias schreibt in seinem Geleitwort zur Neuauflage von Schlatters Schrift „Synagoge und Kirche bis zum Barkochba-Aufstand“ (Schlatter 1966, 5), Schlatter sei auf diesem Gebiet der Religionsgeschichte zu einer der „ersten Autoritäten“ geworden.

62 Schlatter²1906, 4; zitiert nach Neuer 1996, 411.

63 Neuer 1996, 412.

spricht von einer „weitgehenden Unwissenheit und Verständnislosigkeit, mit der sie dem Judentum gegenüberstand“. ⁶⁴ Zum mit dem römischen Kaiser Hadrian endenden Geschichtsabschnitt schreibt er mit Blick auf die durch die antisemitischen Ressentiments und Vorfälle ausgelösten jüdisch-christlichen Spannungen seiner eigenen Zeit: „Seit dem Schluss dieser Periode stehen Judenschaft und Kirche völlig geschieden gegeneinander, woran sich immer wieder ernste Schwierigkeiten für beide Teile heften, die gerade unsere Gegenwart recht empfindlich spürt“. Wenn Schlatter fortfährt, „(a)uch auf der Seite der Kirche, nicht nur auf derjenigen der Judenschaft“ sei „hier viel alte Schuld zu tilgen, und ein selbstgefälliger Rückblick auf das Verhalten der Kirche gegen Israel wäre völlig falsch“ ⁶⁵, so ist hier jedes Wort zu wägen. Schlatters Wahrnehmungsvermögen im Hinblick auf die christliche Judenfeindschaft wie sein positives Interesse am rabbinischen Judentum hoben ihn gegenüber diesbezüglich weniger sensiblen Kollegen hervor, und mit beidem setzte er Maßstäbe, mit denen im Rückblick seine eigenen Äußerungen und die seiner Schüler in den dreißiger Jahren zu messen sind.

Der selbstkritische Ton im Hinblick auf das Verhalten der Kirche ist bemerkenswert und für die Zeit ungewöhnlich. Zugleich fällt aber auf, dass Schlatter Schuld eben „auch“ bei den Juden sah. In diesem Sinn stehen den freundlichen Bemerkungen im Vorwort schroffe Bemerkungen am Schluss gegenüber. Als Konsequenz des von den Juden begonnenen Krieges gegen Hadrian erkennt der Autor einen „glühende(n) Haß gegen Rom“, der auch „in der Literatur der folgenden Jahrzehnte überreichlich zum Worte“ gekommen sei. ⁶⁶ Von da aus diagnostiziert er dann eine verderbliche Wirkung „auf den Glaubensstand“ und wirft den Juden vor, sie machten Gott „zum Diener der eignen falschen Begier“ ⁶⁷ „Ein mit Haß vermengter Glaube hat den Schutz verloren, der ihn gegen eigenmächtige, selbststüchtige Entstellung des Gottesbildes schützt“ ⁶⁸ Abschließend konstatierte sein Geschichtswerk, nach dem Verlust des Zusammenhanges mit dem Hellenismus aufgrund der Ergebnisse und Folgen des zweiten jüdischen Krieges gegen Rom sei „die Synagoge in den Orient zurückgeworfen worden“ ⁶⁹ Solche Feststellungen sollten Schlatter und seinen Schülern später zur Grundlage der Beurteilung auch des gegenwärtigen Judentums dienen, das damit nicht nur als nicht-europäisch und fremd, sondern geradezu als feindselig disqualifiziert war. Abgesehen davon, dass griechisch-römischer Ein-

64 So die Paraphrase bei Neuer 1996, 412.

65 Schlatter ¹1906, 6.

66 A. a. O., 309. Mit dieser Formulierung nahm Schlatter faktisch ein Motiv der antiken Judenfeindschaft im Sinne des Tacitus auf („adversus omnes alios hostile odium“, Tacitus, hist. V, 5, 1 f.). Zum Motiv dieses Hasses bei Karl Georg Kuhn vgl. ders. 1939, 7.

67 Schlatter ¹1906, 309.

68 A. a. O., 309. Leo Baecks Feststellung aus dem Jahre 1902 – in seiner Replik auf Adolf von Harnacks Vorlesungen „Das Wesen des Christentum“ (1899/1900) – (Baeck 1902, 30) wirkt wie eine Antwort auf Schlatters Vorwurf: „Einen solchen Haß hat es nie gegeben; eine Mutter haßt nie ihr Kind, aber das Kind hat seine Mutter oft vergessen und verleugnet [...] Aber fern liegt es zumal dem jüdischen Theologen, eine Religion, die eine gewaltige weltgeschichtliche Sendung erfüllt hat [...] etwa nicht anzuerkennen oder gar zu verletzen und herabzusetzen“ (zitiert nach: Friedlander 1973, 74).

69 A. a. O., 310.

fluss in der rabbinischen Literatur auch in späteren Jahrhunderten noch sichtbar ist⁷⁰, saß Schlatter mit seiner Beurteilung der talmudischen Texte aber einem Fehlschluss auf, der auf einer Verkennung des dynamischen Traditionsprinzips des rabbinischen Judentums beruht. Dieses kennt – im Gegensatz zum Protestantismus – ja kein *sola scriptura*-Prinzip im Sinne der Rückbindung an eine für alle Zeiten gültige Schrift als *norma normans*. Obgleich die Spätantike, die Schlatter mit dem Hass-Vorwurf im Blick hat, für Juden die klassische Epoche ist und der Talmud als mündliche Tora, als „mosaisch“ und damit als geoffenbart gilt, entfaltet der Talmud für Juden nicht eine Wirkung, die mit dem Einfluss vergleichbar wäre, wie Schlatter ihn offenbar für das Neue Testament im Hinblick auf (protestantische) Christen voraussetzt. Unmittelbar normierend wirksam für das Tun sind im religiös geprägten Judentum nur gegenwärtig geltende (d. h. nach gegenwärtiger Auslegung verstandene) halachische Sätze.⁷¹ Es war also in jeder Hinsicht abwegig, aus der Beurteilung des spätantiken Judentums in irgendeiner Weise Schlüsse für die gegenwärtige „Judenschaft“ ziehen zu wollen, was Schlatter und seine Schüler freilich immer wieder versuchten.⁷²

Wie sicher sich Schlatter aber in seinem Urteil fühlte, zeigt die Tatsache, dass er sein Buch gleich nach Erscheinen an den zu diesem Zeitpunkt an der Israelitisch-theologischen Lehranstalt zu Wien als Dozent für jüdische Geschichte, Bibel und Talmud wirkenden Adolf Büchler (1867–1939)⁷³ sandte. Wie nicht anders zu erwarten, wurde seine Hoffnung auf Zustimmung aber enttäuscht.⁷⁴ Zunächst mussten die geschichtsphilosophisch grundierten Schlüsse, die Schlatter als Resümee aus dem Bar Kochba-Aufstand für den späteren Verlauf der jüdischen Geschichte zog, von einem jüdischen Autor natürlich abgelehnt werden. Daneben lässt sich vermuten, dass Büchlers Reaktion sich auch auf Schlatters Andeutung in seinem Vorwort bezog, dass das Ziel seiner historiographischen Bemühungen zum Verhältnis von Juden und Christen seit der Antike, „dass auf beiden Seiten die Einsicht in diesen Geschichtsverlauf wachse“, letztendlich der „Mission“ zugeordnet war, „welche die Kirche Israel gegenüber hat“.⁷⁵

70 Vgl. die Belege von griechischer Terminologie in der von Charles Horowitz begründeten Reihe der Übersetzungen des Jerusalemer Talmuds; z. B. Morgenstern 2006, 209 f.; Morgenstern 2009, 504 f.

71 Auch im aggadischen Bereich sind talmudische Stoffe im Bewusstsein vielfältig gefiltert, etwa durch spätere Sammlungen, chassidische Legenden u. a. Für säkular lebende Juden sind die von Schlatter behandelten Texte religiös ohnehin irrelevant; sie haben ihre Bedeutung eher in geschichtlicher und jüdisch-nationaler Hinsicht.

72 Überhaupt fällt nicht nur bei Schlatter, sondern auch bei Gerhard Kittel und seinen Schülern immer wieder ein fehlendes Interesse für das Judentum in seiner späteren und vor allem neuzeitlichen Entwicklung auf; so entsteht eine Perspektive, die in der Begegnung mit dem gegenwärtigen Judentum zu Fehlurteilen und Missverständnissen führt. Zum Problem des Essentialismus in Schlatters Judentumsverständnis vgl. Gerdmar 2009, 275.

73 Pessen 1927, Sp. 1202 f.

74 Neuer 1996, 412.

75 Schlatter ²1906, 6. Dass Schlatter den Terminus „Mission“ hier selbst in Anführungszeichen setzt, gibt offensichtlich ein Gespür dafür zu erkennen, dass Christen in Juden auch in theologischer Hinsicht ein anderes Gegenüber haben als in Vertretern anderer nichtchristlicher Religionen. Zu Schlatters judenmissionarischen Aspirationen vgl. Neuer 1996, 412 sowie auch 179, 280, 704 ff. und 815.

Die Frage der Judenmission und damit das Problem des Verhältnisses zu den Judenchristen blieb für Schlatter und seine Nachfolger in den folgenden Jahrzehnten von zentraler Bedeutung. Dieses Thema, das Schlatter von seinem Basler Vortrag des Jahres 1882 her erst zur Beschäftigung mit der jüdischen Tradition motiviert hatte, sollte unter den Bedingungen des „Dritten Reiches“, als Gerhard Kittel die Judenmission gegen den Protest der radikalen Deutschen Christen bejahte und fortsetzen wollte⁷⁶, und seit den 1960er und 1970er Jahren im westdeutschen Protestantismus, als Otto Michel sich unter Berufung auf den Kirchenkampf der von der rheinischen Landessynode formulierten programmatischen Absage an die Judenmission anschloss⁷⁷, unter ganz unterschiedlichen Umständen zu einem theologiepolitischen Schibboleth werden. In Schlatters Tübinger Jahren kam seine persönliche Involviertheit in dieser Frage auch in praktischer Hinsicht zum Ausdruck. Am 23. März 1913 taufte er in der Tübinger Stiftskirche persönlich den in Rexingen geborenen jüdischen Tapetenhändler Hugo Löwenstein.⁷⁸ Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde Löwenstein zum 15. Januar 1915 zum Landsturm eingezogen, erhielt 1917 das Eiserne Kreuz der 2. Klasse und „stand bis 1918 im Stellungskampf am Hartmannsweilerkopf im Oberelsaß“.⁷⁹ Von Schlatter wird berichtet, dass er seinem Täufling auch in den folgenden Jahren freundschaftlich verbunden blieb, wenngleich für die Zeit nach 1933 keine Belege für Beziehungen zwischen Löwenstein und der Familie Schlatter bekannt sind.⁸⁰ Am 4. September 1933 verkaufte Löwenstein sein Geschäft in der Wilhelmstraße 3 sowie sein Haus in der Gartenstraße 42. Er verließ Tübingen im Jahre 1936⁸¹ und wanderte im August 1937 mit seiner Familie nach Palästina aus.⁸²

2.2. Der Neuansatz nach Schlatters Emeritierung

Seine judenmissionarischen Intentionen behielt Schlatter zeit seines Lebens bei. Es handelte sich hier um ein Interesse, das er prinzipiell mit seinem Nachfolger Kittel teilte. Daneben brachte die Übernahme des Tübinger Lehrstuhls durch Kittel 1926 eine Weiterentwicklung des Forschungsinteresses mit sich. Die Präsenz seines Nachfolgers war für Schlatter auch deshalb bedeutsam, weil Kittel ihn in diesen Jahren immer wieder zur wissenschaftlichen Weiterarbeit drängte und ihn „instän-

76 Vgl. Kittel ³1934, 101–113.

77 Vgl. Lindner 2003a, 234–246 und Klappert 2003, 225–229.

78 Löwenstein war seit 1909 zunächst Abteilungsleiter der Firma Schimpf in der Tübinger Wilhelmstraße gewesen, hatte nach dem Tod des Seniorchefs der Firma diese Abteilung aber selbst übernommen und sein Geschäft in die Wilhelmstraße 3 (Museum) verlegt. Zu Schlatters judenmissionarischen Interessen vgl. auch Neuer 1996, 412.

79 Zapf 2008, 150.

80 Werner Neuer (Neuer 1996, 748) berichtet, dass Löwenstein dem Theologieprofessor „immer wieder die Freundlichkeit“ erwies, „ihn in seinem Auto zu chauffieren“ (briefliche Mitteilung Schlatters vom 21.12.1931).

81 Zapf 2008, 97.

82 Zapf 2008, 150 f.; bei Neuer 1996, 749, ist der Dezember 1935 als Auswanderungsdatum angegeben.

dig“ bat, „nicht bloß Populäres, Gemeindemäßiges, sondern auf die Fachgenossen Eingestelltes zu unternehmen“.⁸³ Durch von Kittel ausgehende Impulse entstand in diesen Jahren eine Konstellation, die es erklärt, dass diese Jahre – mehr als ein halbes Jahrzehnt nach seiner Emeritierung – zur „literarisch ergiebigste(n) Zeit“ seines Ruhestandes wurden.⁸⁴

Kittel hatte – in dieser Form vielleicht erstmals in der Geschichte der christlichen Theologie – ein Interesse an den rabbinischen Texten, das diese nicht als bloße Sammlungen von *dicta probantia* wahrnahm, sondern sie als Ganzes betraf. Dabei war er sich des Mangels an geeigneten und zitierfähigen Textausgaben und Übersetzungen bewusst⁸⁵ und initiierte deshalb Arbeiten seiner Schüler Karl Heinrich Rengstorf⁸⁶ und Karl Georg Kuhn⁸⁷, die – nach dem zweiten Weltkrieg – zum Ausgangspunkt weiterer editionsphilologischer Bemühungen werden sollten. Bei der Bearbeitung dieser Texte suchte er zugleich die Hilfe und den Rat jüdischer Fachkollegen. Er wusste um das von Adolf Schlatter immer wieder beklagte Problem des Dilettantismus⁸⁸ und betonte, dass das „Hand in Hand Arbeiten des christlichen mit jüdischen Gelehrten“ auf diesem Gebiet eine „wissenschaftliche Notwendigkeit“ sei.⁸⁹ In seiner Arbeit „Die Probleme des palästinensischen Spätjudentums und das Urchristentum“ (1926) formulierte er: „Wo noch Menschen sind, denen diese Kultur und Literatur [...] nicht angelernt, sondern vertraute, selbstverständliche Heimatwelt ist, die selber ein Stück Tradition sind: da ist ihr Rat und ihre Mitarbeit unersetzlich, einfach um der Kenntnisse und des Wissens willen, sowohl des Stoffes als auch der exegetischen Überlieferungen. Und auch wo diese quellende Talmudgelehrsamkeit fehlt, wird ein tüchtiger, geschulter jüdischer Gelehrter dem fleißigen und sorgfältigen christlichen Forscher manches ergänzend und korrigie-

83 Zitiert nach Neuer 1996, 632.

84 Neuer 1996, 689; zum Einfluss Kittels auf Schlatter auch Stuhlmacher 1978a, 88.

85 In seiner Schrift „Die Probleme des palästinensischen Spätjudentums und das Urchristentum“ (1926) hatte er „eine stärkere und gleichmäßig-solidere Hereinbeziehung des talmudischen Materials in die Forschungsgebiete der Theologie“ gefordert. Er sah es als Notwendigkeit an, „daß man größere Partien der Quellen selbständig im Urtext gelesen hat; daß man mindestens an einem oder an ein paar Punkten die Forschungsprobleme auszuschöpfen versucht hat; und daß man über das Gesamtquellenmaterial wenigstens die Überschau gewonnen hat“ (zitiert nach Siegele-Wenschkewitz 1980, 57).

86 Karl Heinrich Rengstorf: Seder Naschim. Text, Übersetzung, Erklärung (Rengstorf 1933).

87 Karl Georg Kuhn, Der tannaitische Midrasch Sifre zu Numeri, unter Verwendung einer Übersetzung von Prof. Dr. Jakob Winter und mit Beiträgen von Prof. Dr. Gerhard Kittel, Prof. Dr. A. Marmorstein und Prof. Dr. Hans Windisch, bearbeitet und erklärt, 1. Hälfte (Kuhn 1934); vgl. dazu Junginger 2011, 146.

88 In seinem für das von Erich Stange herausgegebene Sammelwerk *Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen verfassten* Beitrag schrieb Schlatter 1925 mit Bezug auf seine eigene Arbeit mit jüdischen Texten: „Es blieb mir nichts übrig, als tapfer Dilettant zu sein“. (Schlatter 1925, 145–172; hier 164). Nachdruck: Schlatter 2002a, 15–38 (hier 33). Dass dieses Zitat Schlatters in der Literatur immer wieder herungereicht wurde (vgl. unten Anm. 454 sowie Lichtenberger 2009, 323), spricht dafür, dass auch die Folgegenerationen in der Frage, ob und inwieweit Schlatter jüdische Lehrer hatte oder ob sie ihm fehlten, ein Problem sahen.

89 So Kittel in seiner Arbeit „Die Probleme des palästinensischen Spätjudentums und das Urchristentum“ (Kittel 1926; zitiert nach Siegele-Wenschkewitz 1980, 57).

rend zu sagen haben. Darum kann es nichts Törichtereres geben, als wenn Christen gelegentlich den Ehrgeiz haben, sich von dieser Hilfe zu emanzipieren“.⁹⁰

Diese Mitarbeit betraf zunächst die Herausgabe der *Rabbinischen Texte*, für die er den Londoner Talmudgelehrten Arthur Marmorstein (1882–1946) gewinnen konnte, einen direkten Fachkollegen Adolf Büchlers, der 1906 von Wien aus an die Themse gewechselt war, wo er als Principal am Jews' College amtierte.⁹¹ Bereits 1929 konnte die Zusammenarbeit mit Marmorstein als so etabliert gelten, dass dieser als „jüdischer Theologe“ und „Gemeinderabbiner“ mit der Angabe „seit 1912 Professor am Jews' College in London“ einen eigenen Eintrag in der zweiten Auflage der in Tübingen herausgegebenen „Religion in Geschichte und Gegenwart“ erhielt, der von Kittels Assistenten Karl Heinrich Rengstorf verfasst wurde.⁹²

2.3. Adolf Schlatter und Chaim Horowitz

Um darüber hinaus auch praktische und direkte Hilfe bei der Arbeit an rabbinischen Texten zu bekommen, beschäftigte Kittel ab 1928 in Tübingen den litauisch-jüdischen Juristen Gutel (Tuwia) Leibowitz als Hilfskraft.⁹³ Leibowitz, der ihm von dem an der Berliner Akademie für die Wissenschaft des Judentums lehrenden Ismar Elbogen (1874–1943) empfohlen worden war, war im Wintersemester 1928/29 und im Sommersemester 1929 auch als Hörer der Universität zugelassen.⁹⁴ In dieser Zeit schrieb er für das Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ Beiträge über die jüdisch-mittelalterlichen Autoren Jakob ben Ascher, Abraham Ibn Daud, Eleasar Kalix und Josef Karo.⁹⁵ In seinem Aufnahmegesuch für die Universität Tübingen heißt es, „im Auftrage des hochverehrten Herrn Professor Dr. Kittel“ besorge er „hier die Übersetzung etlicher älterer rabbinischer Texte“.⁹⁶ 1930 kehrte Leibowitz nach Litauen zurück und übernahm in den Schuljahren 1930/31 bis 1931/32 die Funktion eines Rektors des hebräischen Gymnasiums in Ukmerge

90 Kittel 1926 (zitiert nach: Siegele-Wenschkewitz 1980, 57).

91 Vgl. Junginger 2011, 147f.

92 RGG, Bd. 3, 1929, Sp. 2022.

93 Vgl. Junginger 2011, 142. Elbogen gehörte mit dem jüdischen Semitisten und Bibelübersetzer Harry Torczyner (Tur-Sinai) zu den vom Berliner Althistoriker Eduard Meyer hinzugeladenen Gutachtern, die über Kittels Projektantrag für die Edition rabbinischer Texte bei der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft zu entscheiden hatten.

94 Im Aufnahmegesuch des am 11. Juni 1899 in Ponswesch (Litauen) geborenen Antragstellers ist der Besuch des Gymnasiums in Pahlbezys, Litauen, und das Studium der Rechte in Königsberg vom Februar 1922 bis zum Wintersemester 1923/24 sowie vom Sommersemester 1924 bis zum Sommersemester 1928 in Bern verzeichnet. Dort wurde Leibowitz im Mai 1928 zum Dr. iur. promoviert. Junginger (Junginger 2011, 142) vermutet, dass Leibowitz keinen offiziellen Anstellungsvertrag hatte und ohne Gehalt arbeitete. Am 7.1.1928 beantragte er, an der philosophischen Fakultät als Hörer zugelassen zu werden.

95 RGG, Bd. 3, 1929, Sp. 12, 43f., 591 und 637; vgl. auch den Hinweis auf Leibowitz im Registerband des Jahres 1932, Sp. 68; dort ist als Geburtsjahr das Jahr 1898 angegeben.

96 Vgl. UAT, Signatur: 578/1124.